

Wilsdruffer Tageblatt

Wochenblatt für Wilsdruff
und Umgegend.

Erscheint seit dem Jahre 1841.

Amts--Blatt
Königliche Amtsgericht und den Stadtrat zu Wilsdruff
Forstrentamt zu Tharandt.

Das „Wilsdruffer Tageblatt“ erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, abends 6 Uhr für den folgenden Tag. / Bezugspreis bei Zustellung von der Druckerei wöchentlich 20 Pf., monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2,40 Mk.; durch unsere Ausrichter zugestrichen monatlich 50 Pf., vierteljährlich 2,40 Mk.; bei den deutschen Postämtern vierteljährlich 2,40 Mk. ohne Zustellungsgebühr. Alle Postämter, Posthöfe sowie unsere Ausrichter und Geschäftsstellen nehmen jederzeit Bestellungen entgegen. / Im Falle höherer Gewalt — Krieg oder sonstiger ungewöhnlicher Ereignisse der Zeitungen, der Lieferanten oder der Druckereiangrichtungen — bei der Zeitung keinen Anspruch auf Lieferung oder Nachlieferung der Zeitung oder auf Ersatzleistung der Bezugspreise. Ferner hat der Leser in den obengenannten Fällen keine Ansprüche, falls die Zeitung verfehlt, in beschränktem Umfang oder nicht erscheint. / Einzelverkaufpreis der Nummer 10 Pf. / Zuschriften sind nicht verständig zu übernehmen, sondern an den Verleger, die Geschäftsstelle, oder die Expeditionsstelle. / Namens Zuschriften lieben anerkennen. / Verleger: Verleger: Thilo 6/28. 45.

Interpretation. Die für die gewöhnliche Prozedur oder den Raum. / ...

für die Königliche Amtshauptmannschaft Meißen, für das
sowie für das Königliche
Königliche Amtsgericht und den Stadtrat zu Wilsdruff
Forstrentamt zu Tharandt. Postfach-Konto: Leipzig Nr. 28614.

Nr. 135.

Donnerstag den 13. Juni 1918

77. Jahrg.

Der amtliche Teil befindet sich auf der 4. Seite.

Mehr als 15 Milliarden das Ergebnis der 8. Kriegsanleihe.

260 : 8000.

In demselben Tage, an dem der deutsche Heeresberichter, meldete, daß ein neuer Angriff südwestlich Rouen um achttausend Gefangene brachte, verdrehte die französische Heeresleitung sich des langen und breiten über die Tatsache, daß es ihr gelungen ist, in diesen Kämpfen an einer Stelle 60, an einer anderen 200, zusammen also 260 Deutsche zu Gefangenen zu machen. Sie unterläßt natürlich nicht, von der prächtigen Tapferkeit ihrer Leute zu sprechen, von Entstellungen, die sie verbeist hätten, und von schweren Verlusten, die der Feind erlitten habe. Aber daß ihr die Höhen von Gura entzogen wurden, daß wieder eine ganze Reihe kleinerer Ortsschaften in deutschen Besitz übergegangen sind, davon schwiegt der Sängers Hottischkeit. Herr Clemenceau hat es gelernt, die Dolmetschen der französischen Schlachtaberichte mit äußerster Vorsicht auszugeben, und da er feindliche Meldungen in das geheiligte Frankreich nicht hineinläßt, kann er seinem Volke sogar 260 Gefangene — darunter fünf Offiziere — servieren unter Verhöhnung der Tatsache, daß zu gleicher Zeit achttausend Franzosen in die deutschen Gefangenenlager abgeführt worden sind. So unmündig wird eine Nation behandelt, der Tag für Tag geschreut wird, daß sie berufen sei, der Wahrheit gegen die Lüge, dem Licht gegen die Nacht der Finsternis zum Siege zu verhelfen.

Trotzdem gibt es natürlich auch in Frankreich Leute, die sich zu den Wissenden zählen dürfen, die in der Lage sind, die wirklichen — nehmt alles nur in allem! — im Grunde doch recht kläglichen Lageberichte des Generals Foch aus anderen Quellen zu ergänzen und die danach ihre eigenen Sorgen über die militärische Lage des Landes kaum noch zu unterdrücken vermögen. Der Ministerpräsident selbst mußte sogar neulich in der Kammer andeuten, daß die Menschenarräte Frankreichs und Englands sich nachgerade zu erschöpfen beginnen; er vergaß natürlich nicht hinzuzufügen, daß die Amerikaner rechtzeitig den nötigen Ausgleich bringen würden, aber einmal läßt die zahllose Unlieferung dieser neuen Schlachtapfer doch sehr viel zu wünschen übrig, und dann kommt man mit ihnen ja auch nicht vorwärts, wenn sie nur dazu dienen, die furchtbaren Rücken der Westfront immer wieder auszufüllen, statt den Westmächten endlich wieder die schone Zahlenüberlegenheit zurückzugeben, über die sie vor dem Abzug der Ostfront so unbesiegt verfügten. Mehr und mehr bedrückt die einseitigen Franzosen die blasse Luft, daß sich das Land wirklich und wörtlich verbluten muß, wenn die Dinge so weitergehen wie bisher. In ihrer angstvollen Suche nach Rettung fällt ihnen kein anderes Mittel ein als der Versuch, uns zu neuen Friedensgesprächen zu ermuntern. Sie haben etwas davon gehört, daß in Deutschland wieder eine Friedensoffensive von der Regierung gefordert wird, diesmal sogar von einer Seite, die nicht den Mehrheitsparteien des Reichstages nahesteht, und daraus scheinen sie die Hoffnung herzuleiten, daß wir wieder in früher begangene Fehler zurückfallen könnten. Wenn unsere Feinde vom Frieden reden wollen“, heißt es in dem Rufus einer neuerrichteten republikanischen Vereinigung, „dann sollen sie ihre Gedanken klar äußern, wir werden vor Fallstricken keine Angst haben. Eine offene, ehrliche Beratung von der Parlamentströbründe herab wird genügen, um alle zweideutigen Manöver zu vereiteln“. Und das Blatt des Herrn Clemenceau, der „Somme libre“, fügt hinzu: „Deutschland soll sprechen, wir sind bereit zu hören, aber fest entschlossen, alle zweifelhaften Anerbietungen zur Abhaltung von vorher nicht genau umrissenen Verhandlungen zurückzuweisen. Wir möchten gern erfahren, was Deutschland will, und würden mit größter Aufmerksamkeit die Bedingungen, die es für die Einstellung seines Banditenmenschen und für die Aufgabe seiner aggressiven Pläne stellt, prüfen.“ Das „Banditenwesen“ wollen wir den angstgepeinigten Herzen der Franzosen zugute halten; das Schimpfen liegt ihnen nun einmal im Blut. Aber die Sehnsucht nach unseren Friedensbedingungen mag diesmal aufrichtig gemeint sein, denn die Partei ist mittlerweile in der Tat zu ungleich geworden. Wir dünken ihre Echtheit ja auch auf die Probe stellen und — zum Beispiel — den endgültigen und unbedingten Verzicht auf Ersatzleistungen von den Franzosen fordern für uns, wie sie ja wissen, die allerletztverbleibende Sache von der Welt. Das wäre gewiß wieder ein Fallstrich, noch ein zweifelhaftes Anerbieten, und würde die Gegenseite sich fähig und bereit zeigen, auf diese Bedingungen einzugehen, dann würde sich über den Frieden schon weiter reden lassen. Aber wenn das blutige Spiel heutzutage schon steht wie 260 zu 8000, dann müssen sich die Franzosen allerdings schon selbst sagen, daß sie viel Zeit nicht mehr zu verlieren haben.

England wird vielleicht noch eine Weile länger aushalten können, als sie, gleichviel ob die Republik darüber völlig zu Grunde geht. Aber sind die Verbündeten auch in diesem Punkte wirklich einer Meinung? Die Franzosen, die jetzt mitten aus der Kampfgemeinschaft mit den Engländern heraus in deutsche Gefangenschaft abwandern mußten, erwarten von dem Bündnis alles andere für ihre unglückliche Heimat nur kein Heil und keinen Segen mehr. Wie lange wird Paris sich dieser bitteren Erkenntnis noch gewaltig verschließen können?

Der Durchstoß an der Maas.

Ein neuer deutscher Sieg.

Der neue Vorstoß der Armee Ostier südwestlich Rouen hat den Feind bis zur Aronde zurückgeworfen. Damit ist



Compiègne aufs neue bedroht und Paris näher dem Feind der deutschen Geschütze gerückt. Der Sieg an der Maas sichert uns den Besitz der Höhenstellungen.

Wirkung der Beschießung von Paris.

französische Funkprüche wollen die Welt glauben machen, daß die Beschießung von Paris durch die deutschen Geschütze und Flugzeuge wirkungslos sei. Durch zahlreiche Gefangenenauslagen und Briefe an die Gefangenen wird erneut das Gegenteil bestätigt. Wie die königliche Volkszeitung aus zuverlässiger Quelle erfährt, richteten die Geschütze unserer weittragenden Ferngeschütze auch an einzelnen militärisch wertvollen Objekten in Paris Schaden an. Geschütze schlugen z. B. auf dem Ostbahnhof und dem Bahnhof St. Lazare ein. Auch der Quai d'Orléans (das Ministerium des Innern), der Justizpalast und die Place de la Concorde wurden getroffen. Während der verschiedenen unregelmäßigen Fernbeschießungen fand der Verkehr fast keinen Stillstand, was jetzt, angesichts der Unterbindung zahlreicher Verkehrsadern durch die deutschen Erfolge doppelt schwer ins Gewicht fällt.

Amerikas Hospitalschiff.

Das amerikanische Hospitalschiff „Comfort“, das zwischen den Vereinigten Staaten und der amerikanischen Marinebasis in Europa verkehren soll, wird, wie französische Blätter melden, ohne Geleit den Ozean durchqueren. Die amerikanische Regierung wird der deutschen Regierung eine genaue Beschreibung des „Comfort“ geben und ihr den Zweck der Reise mitteilen. Das Schiff wird die Zeichen des roten Kreuzes tragen.

Kleine Kriegspost.

Stochholm, 11. Juni. Die französische Regierung hat die Abberufung ihres Moskauer Gesandten Rouleus, die von der Räteregierung gefordert worden war, verweigert. New, 11. Juni. Nach Moskauer Berichten sind die tschecho-slowakischen gegenrevolutionären Truppen in Schweden von den Truppen der Sowjetregierung geschlagen worden. Indessen gehen die Kämpfe weiter.

Lynchen — Teeren — Federn.

Von Dr. Max Schwarz.

Von Anbeginn des Krieges an und lange bevor sie selbst sich als Mitwirkende in das große Völkerringen einschalteten, galt es den meisten der englisch sprechenden und fühlenden Amerikaner für ausgemacht, daß die Mittelmächte, Deutschland voran, sich die „Knechtung der Völker“ als Kriegsziel aneent hätten. Präsident Wilson, der Führer

und Verfänger des amerikanischen Volkes, hat in zahllosen Reden, Ansprachen und Kongreßreden immer wieder das Schlagwort von der unbedingten Notwendigkeit der Niederhaltung der die Kultur bedrohenden Deutschen in die Wagtschale geworfen. Daß zur Ausrottung der „kulturschädlichen Elemente“ so abstrahierte Völkerschichten wie Indianer, Neger und Feuerländer aufgetrieben wurden, sei nur nebenbei bemerkt.

Man muß nun, sollte man meinen, selbst eine achtungsgebietende Kulturhöhe erreicht haben, wenn man den Mut hat, sich in dieser Weise vom Anwalt der gefährdeten Zivilisation aufzuwerfen. Wie ist es aber in Wirklichkeit mit der vielgerühmten amerikanischen Kultur bestellt? Jeder Tag kann uns jetzt lehren, wie man auf der andern Seite des Ozeans die Menschlichkeit verachtet und die Sittengesetze, die die Menschheit sich gegeben, auslegt. Triumphierend und voll Genugtuung verkünden täglich englische und französische Blätter, die hier sicher doch als unverfälschte Quellen gelten dürfen, daß bräuben wieder ein Deutschgeflimmter gelanct oder geteert und gefedert oder mit bnten Farben bemalt oder in irgendeiner andern Weise mißhandelt und gebrandmarkt worden sei. Das Teeren und Federn besonders, von den Seiten der Regerrillare her fassam bekamnt und brächtigt, scheint wieder zum Range eines Lieblingsports der Yankee aufgestiegen zu sein.

Als gegen das Ende des 17. Jahrhunderts die Kolonialgesetze, die in der „Neuen Welt“ verfaßt worden waren, keinen genügenden Schutz gegen die Verwüstungen, die flüchtige Sklaven und Verbrecher in Nordcarolina an den Pflanzungen verübten, zu gewahren schienen, wurde ein gewisser John Lynch von den Bewohnern des Landes mit unumschränkter Macht bekleidet. Das war der Beginn einer Volksjustiz, wonach Privatpersonen, ohne dazu befugt zu sein, wirkliche oder vermeintliche Verbrecher und gemeinschädliche Handlungen, die das Strafgesetz gar nicht oder nach der öffentlichen Meinung nicht hart und schnell genug zu treffen verdochte, eigenmächtig und ohne jede Voruntersuchung strafften. Man war dreißig genug, diese höchste Ungeheulichkeit Gesetz zu nennen und von „Lynchlaw“ (Lynchgesetz) wie von einem in einem Strafgesetzbuch rechtmäßig festgelegten Verbrechen zu sprechen. Das Lynchgesetz wurde ursprünglich nur in neu besiedelten und schwach bewohnten Gegenden ausgeübt, und zwar hauptsächlich gegen Verbediebe, Gauner, betrügerische Bankhalter, Kuppler, Frauenschänder usw.; in den Staaten wurde es aber auch gegen die sog. „Abolitionisten“ angewandt, d. h. gegen diejenigen, welche den flüchtigen Sklaven Vorschub leisteten oder sich gegen die Sklaverei überhaupt erklärten. Die Methode der Bestrafung läßt mannigfache Abweichungen zu. Das eigentliche Lynchgesetz besteht darin, daß man das — nicht selten wie ein wildes Pferd mit dem Laßo eingefangene — Opfer an irgendeinem Baume in die Höhe zieht und mit der um den Hals geworfenen Fangschlinge erwürgt. Der Strafvollzug geschieht, etwa wie es bei den mittelalterlichen Feuertodurteilen der Fall war, meist heimlich. Der Mob rottel sich zusammen, „erledigt“ den Sünder und geht dann, als wenn nichts geschehen wäre, still auseinander. Oft aber wird in breiter Öffentlichkeit getötet, und es kommt durchaus nicht selten vor, daß der Sheriff, der ausgesandt wurde, um einen Lynchakt zu verhindern, sich selbst an der Urteilsvollstreckung beteiligt. Das hier und da ein Falscher gelanct wird, tut dem Vergnügen keinen Abbruch. Das Verfahren wurde ja, wie erwähnt, anfänglich meist gegen Neger angewandt, und da alle Neger schwarz sind, war der Richtige nicht immer gleich herauszufinden.

Als eine besonders reizvolle Unterart des Lynchens wurde das Teeren und Federn erfunden. Das unglückliche Opfer wird splitternaht in eine mit Teer gefüllte Lanne gesteckt oder am ganzen Körper mit Teer bestrichen und nachher in Federn gewälzt. Mehr als einmal geschah es dann, daß dem „selteneren Vogel“ die Federn wieder versengt wurden, mit anderen Worten: er wurde in Brand gesteckt und bei lebendigem Leibe geröstet. Vergleichsweise harmlos gestaltet sich das Wälzen in Strap, in Weisheit und Tierfat, in Sämierseife usw., was alles auch noch in Übung ist. Es ist eine Art Sadismus, der bei allen diesen Grausamkeiten und Schandtatzen eine Rolle spielt, und daß die Opfer, wie jetzt gemeinlich wird, gepetst, heipien, in Farbensübel getaucht und indianermäßig bemalt werden, paßt genau zu allem übrigen und läßt das Bild, das man sich von amerikanischer Kultur zu machen hat, in seiner ganzen Schönheit erscheinen. Die Robeliten und tierischen Triebe, die Harriet Beecher-Stowe in ihrem ergreifenden Roman „Antel Loms Hütte“ als besondere amerikanische Charaktermerkmale für ewige Zeiten gefestigt hat, haben die „freien Amerikaner“ noch heute nicht überwunden, und heute noch gilt, was Carl Julius